

Der Sonntag unter Druck Der Sonntag und die kirchlichen Sonntagsblätter

Zum Sonntag gehört auch ein Sonntagsblatt, so dachte zumindest der Begründer des Gedankens der „Inneren Mission“, Johann Hinrich Wichern. Es war der Hamburger Theologe, der auch das Bewusstsein dafür schuf, dass in jedes evangelische Haus auch eine Ausgabe der Kirchenpresse gehöre.¹

Wichern bezeichnete 1849 in seiner Denkschrift den Zielpunkt der Inneren Mission, „dahin zu wirken, daß zuletzt im Umkreis der evangelischen Kirche kein Glied derselben mehr sei, das nicht das lautere Wort Gottes in rechter, d.h. grade ihm eignender Weise hörte und die ihm sich darbietende Gelegenheit zu diesem Hören fände, auch ohne sie zu suchen.“² Der Sozialreformer und Publizist entwarf das Programm einer weit gespannten literarischen und publizistischen Aktivität und forderte den Einsatz des gedruckten Wortes, nicht zuletzt aufgrund einer psychologischen Beobachtung, dem Bedürfnis des Volkes nach interessanter Lektüre entgegenzukommen:³

„Daß in unseren Tagen viel und gern und ebensoviel, wo nicht mehr gelesen als gehört wird, ist für die innere Mission, sofern sie das kirchliche Gebiet im Auge hat, ein Wegweiser, den sie nicht oft genug ansehen kann. Sie hat dem Volke eine kirchliche Lektüre zu schaffen, welche dasselbe von den verschiedensten Seiten immer wieder auf den einen Mittelpunkt, das Wort Gottes, zurückweist, und hat ihm die Verwendung dieses Mittels so leicht als möglich zu machen.“⁴

Im Abschnitt über die populären religiösen Zeitschriften entwickelt Wichern Perspektiven für eine kirchliche Volkspresse: Durch hauptamtliche Leitung könne sie „ein weitgreifendes Werkzeug christlicher Erkenntnis werden“. Das „Erbauliche“ müsse mit dem „Faktischen“ verbunden werden: „Das Erbauliche müßte jedesmal kurz, aber das Beste seiner Art sein, und überwiegend mit Rücksicht darauf, daß es in das geschichtliche,

¹ Zu Wichern als Publizist vgl. Böttcher, Hans: Johann Hinrich Wichern (1808-1881), in: Deutsche Publizisten des 15. bis 20. Jahrhunderts, hrsg. v. H. D. Fischer, Berlin 1971, S. 222-231.

² Johann Hinrich Wichern: Sämtliche Werke, hrsg. v. Peter Meinhold; Band I: Die Kirche und ihr soziales Handeln (Grundsätzliches und Allgemeines), Berlin / Hamburg 1962, S. 213.

³ Zur weiteren Entwicklung vgl. Rosenstock, Roland: „Der Zweck der Erbauung ist gänzlich ausgeschlossen“. Die Publizistik der Diakonie, in: Diakonie bewegt, hrsg. v. Reinhard Witschke, Köln 1999, S. 289-313.

⁴ Ebd.: S. 218.

d.h. zugleich lebendige Verständnis der Schrift einführte. Wenn ein wöchentlicher Überblick der politischen Begebenheiten mit gutgewählten Miszellaneen hinzugefügt und das Ganze als wirkliches Sonntagsblatt ausgegeben würde, so könnte sich aus diesen Elementen eine Gattung von Volksblättern bilden, die keineswegs für alle, aber gewiß für sehr viele Kreise eine erwünschte Gabe wäre und auch in den oberen Ständen seine Leser finden möchte.“⁵

Wichern fordert den Stand der journalistischen Berufsarbeiter, seine Zielgruppe sind die kirchenfernen Massen. Als Vorbild dienen ihm die redaktionell und journalistisch professionell geführten „politischen Blätter“ seiner Zeit. Das Erbauliche muss auf das Notwendige reduziert werden, um ein höheres Niveau des Blattes zu erreichen. Das geschichtliche Verständnis der Bibel soll in einer lebensnahen Weise auf die Realität der Leserinnen und Leser bezogen werden; eine politische Wochenübersicht im evangelischen Geist tue das Notwendige dazu.

In diesen kurzen Ausführungen findet man zum ersten Mal die Forderung nach einer institutionellen Ausbildung in kirchlicher Publizistik: „Es müßten sich Gesellschaften bilden, die dazu geeignete Männer in den Stand setzten, wenigstens die Hälfte ihrer Zeit solcher Arbeit zu widmen; die tüchtigsten Köpfe und Federn müßten dafür gewonnen und Zeit und Mühe nicht gespart werden.“⁶

Dabei wurde Wichern von einem positiven Bild des Journalismus' geleitet: In seiner Schrift „Die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart“ warb er für Vertrauen in den Stand der Journalisten: „Dennoch haben wir zu der Mehrzahl dieser Preßwelt ein besseres Vertrauen und meinen, es komme vielfach doch nur auf Verständigung an, da man es hier mit gebildeten und vielfach auch tüchtigen Männern zu tun hat, die die Freiheit lieben, an die auch wir appellieren, und die Bildung, von deren Standpunkt wir ausgehen! (...) Zeigen wir uns aber als das, was wir sind, als die wirklich Freien, Unbefangenen und Großen, und vertrauen wir dem Geist der vollen Wahrheit.“⁷

1 Das Prinzip „Pressefreiheit“

Der von Wichern beschworene Geist der publizistischen Freiheit kennzeichnet auch heute noch den Typus der Sonntagspresse als eine Form der ungebundenen Presse. Dieser Typus zeichnet sich durch einen kirchenamtlich ungebundenen Herausgeber aus, z.B. einen eingetragenen Verein oder einen Presse- bzw. Medienverband, der für ein offenes evangelisches Bekenntnis einsteht, das durch eine innere und eine äußere

⁵ Wichern, Werke 1, S. 222.

⁶ Ebd.

⁷ Johann Hinrich Wichern, Sämtliche Werke 3/II, hrsg. v. Peter Meinhold, Berlin / Hamburg 1969, S. 211f.

Pressefreiheit geschützt wird. Ausschlaggebend für dieses historische gewachsene Selbstverständnis des journalistischen Dienstes an und in der Kirche ist die Einsicht, dass das Auslegungsmonopol der eigenen Wirkungsgeschichte nicht in der Hand der kirchenleitenden Organe liegen sollte. Die theologische Basis dafür ist eine demokratietheoretische Auslegung des reformatorischen Prinzips eines „Priestertums aller Gläubigen“: Gemeindeglieder sollen nicht zu publizistischen Konsumenten erzogen, sondern durch Information zur Urteilsbildung in innerprotestantischen und gesellschaftlichen Fragen befähigt werden.

Die Blätter werden daher von Berufsjournalisten gemacht, die im Rahmen der jeweiligen Zielsetzung ihre Arbeit selbständig verantworten. Für die Mitglieder der Kirche übernimmt die evangelische Presse die Funktion der freien Information. Sie wendet sich an den einzelnen Christen und trägt damit zur Herausbildung einer religiösen Deutungskompetenz bei. So nimmt die evangelische Presse auch Teil an einem innerkirchlichen Kommunikationsprozess, der als Voraussetzung für demokratische Entscheidungsprozesse innerhalb der Kirche gelten kann: So gehörte es z. B. zur innerdemokratischen Funktion, dass Synodenentscheidungen öffentlich diskutiert, Interessensgegensätze offen gelegt und z.B. die Auswirkungen von Finanzentscheidungen in der Kirche mit Namen benannt wurden. Die Herausstellung von kirchenleitenden Persönlichkeiten ist nicht die Aufgabe einer ungebundenen Presse, eher die kritische Begleitung ihrer alltäglichen Arbeit. In diesem Sinne entscheidet sich an der Frage der ungebundenen Presse auch das Bild von der Kirche und von der Leitung der Kirche, was der Protestantismus in die Gesellschaft hinein kommuniziert und worin er sich bislang noch von der katholischen Kirche unterscheidet.

Auch wenn die Chancen der ungebundenen Presse von den Kirchengebietszeitungen unterschiedlich wahrgenommen werden, zeichnen sie sich doch durch eine hohe Leser-Blatt-Bindung aus: Evangelische Wochenzeitungen werden laut Mediaanalysen⁸ intensiver gelesen als alle anderen Zeitschriften in der Bundesrepublik Deutschland: Sie erzielen einen höheren Wirkungsgrad als andere Printprodukte und weisen damit eine hohe Verweildauer von Leserinnen und Lesern auf, eine Leserschaft, die sich ihr Abonnement etwas kosten lässt und das Blatt weiterreicht. Jede Zeitung wird durchschnittlich von zwei bis drei Leserinnen und Lesern gelesen.

Und so liegt der Schwerpunkt evangelischer Printpublizistik noch heute im Bereich der Kirchengebietspresse, also landeskirchlich orientierter evangelischer Wochenzeitungen, die im letzten Quartal 2003 eine Auflage von 450.000 abonnierten Exemplaren nachweisen konnten.

⁸ Laut Mediaanalyse 2002/1 haben Kirchenzeitungen einen LpwS-Wert von 86,6% und damit die größte Anzeigenkontaktchance aller Mediaanalyse-Titel.

Die Geschichte der Sonntagsblätter zeugt von einem Kampf um die Pressefreiheit, nach innen im Verhältnis zur Kirche und nach außen in Bezug auf den jeweils herrschenden Staat.

2 Entwicklungen

Für die evangelische Pressegeschichte im 20. Jahrhundert bieten sich folgende sechs idealtypische Entwicklungsschritte an:⁹

2.1 Der Weg zur organisatorischen Selbständigkeit (1891-1918)

Erst durch eine organisierte Pressearbeit in Form von selbständigen Vereinen konnte die Sonntagspresse die Funktion eines Leitmediums übernehmen.¹⁰ Dass der erste regionale Presseverband im Jahr 1891 gegründet wurde, ist dabei nicht zufällig. Es ist das Jahr, in dem die „Sonntagsruhe“, d.h. das Verbot der Sonntags- und Feiertagsarbeit für das Handlungsgewerbe und die Industriearbeiter, im Reichstag durchgesetzt wurde.¹¹ Das Jahr 1890 stellte eine „vereinspolitische Zäsur“ dar, die zur Konkurrenz des Protestantismus' mit der Sozialdemokratie um soziale und gesellschaftliche Reformen führte.¹² Bismarck wurde entlassen, die Sozialistengesetze aufgehoben. Eine Folge waren die Parteitage der Sozialdemokratie in Halle (1890) und in Erfurt (1891) und die Gründung der SPD. Als Hauptbeweggrund für die Institutionalisierung der evangelischen Presse kann daher die Auseinandersetzung mit der sozialen Frage und die Reaktion auf das Wiedererstarken der sozialdemokratischen Presse gelten, die sich nach dem Fall der Sozialistengesetze rasch verbreitete.

⁹ Vgl. zur Anlage und Systematik dieser idealtypischen Entwicklungsschritte Rosenstock, Roland: *Evangelische Presse im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2002 (Christliche Publizistik, Bd.2), S. 23ff.

¹⁰ Schwanebeck, Axel: *Die Gründung des ersten evangelischen Presseverbandes und der Beginn einer institutionalisierten evangelischen Publizistik im 19. Jahrhundert*, in: *Publizistik* 36 (1991), S. 359-362.

¹¹ Vgl. dazu Achten, Udo: „...denn was uns fehlt, ist Zeit“. *Geschichte des arbeitsfreien Wochenendes*, Köln 1988, S. 96-98.

¹² Vgl. Hübinger, Gangolf: *Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland*, Tübingen 1994, S. 26f. Zur Entwicklung der sozialdemokratischen Presse vgl. Koszyk, Kurt: *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse Teil II*, Berlin 1966, S. 184-209. Zwar gewährte das Reichspressegesetz (RPG) vom 1.7.1874 eine umfangreiche Pressefreiheit (§ 1) und hob den Kautionszwang, die Stempelsteuer und die Vorzensur auf, die im preußischen Pressegesetz von 1851 als Kommunikationskontrollmechanismen verankert worden waren, so dass ein wirtschaftlicher Aufschwung der Presse erfolgen konnte. Doch sah es weiterhin Bestimmungen eines Presspolizeigesetzes vor, indem ein Pflichtexemplar bei der Polizei eingereicht werden musste (§ 9), ein strafrechtlich verantwortlicher Redakteur benannt werden musste (§ 20f.) und besondere Bestimmungen im Falle von Aufruhr und Kriegsgefahr festgelegt wurden (§ 30). Im Jahr 1878 wurden die Sozialistengesetze erlassen. Das Verbot des sozialistischen Vereinswesens gab Bismarck auch die Möglichkeit, gegen die sozialistische Presse vorzugehen. Bismarck konnte sich vor allem § 30 des RPG bei den Sozialistengesetzen zunutze machen, so dass für die Sozialisten die Pressefreiheit des § 1 aufgehoben wurde (bis 1890).

Mit der Gründung des ältesten Presseverbandes in Deutschland im Jahr 1891, dem „Evangelisch Sozialen Pressverband für die Provinz Sachsen“ (ESP) begann der Aufbau von unabhängigen Presseverbänden, die sich alsbald aus der Inneren Mission heraus organisatorisch verselbständigten und zu Trägern der Sonntagspresse wurden. Der Direktor des ESP, Stanislaus Thomas Swierczewski, wurde zur eigentlichen Gründergestalt für das institutionalisierte Pressewesen.¹³ Er forderte, die Pressearbeit nicht mehr als „Objekt der Mission“, sondern als Aufgabe der ganzen evangelischen Kirche anzusehen.

Nach der Gründungsphase der regionalen Presseverbände um die Jahrhundertwende wurde die Pressearbeit immer stärker als Gemeinschaftsaufgabe erkannt. Als Ausdruck dafür kann die Gründung des Evangelischen Presseverbandes für Deutschland (EPD) in Berlin gewertet werden, der als zentrale Institution die Zusammenarbeit mit den überregionalen Tageszeitungen koordinieren und die innerkirchliche Pressearbeit professionalisieren sollte. Neben der Vermittlung von Information ging es dabei auch um das Ziel einer fortschreitenden „Ethisierung des Zeitungswesens“. Doch wandelte sich mit dem Ersten Weltkrieg die Aufgabe der Sonntagspresse. Nun stand nicht mehr die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie im Vordergrund, sondern die Unterstützung des nationalen Einheitsgefühls.

2.2 Zentrale Koordination und gesellschaftliche Öffentlichkeitsarbeit (1918-1933)

Vor allem in der Weimarer Republik gewannen die Sonntagsblätter eine nachhaltige kulturpolitische Bedeutung. Drohte dem evangelischen Pressewesen im Jahr 1918 noch der wirtschaftliche Ruin, konnte durch einen Nothilfefond die Pressearbeit konsolidiert werden. Im Programm einer „Volksbildungsarbeit“ suchte man nun den christlichen Glauben und die evangelische Lebensgestaltung in der Gesellschaft zu fördern und das Zugehörigkeitsgefühl zur evangelischen Kirche als „Volkskirche“ zu stärken.

Der Direktor des Evangelischen Presseverbandes für Deutschland (EPD), August Hermann Hinderer, gründete in Zusammenarbeit mit den evangelischen Presseverbänden 1927 das „Zentralarchiv für das evangelische Schrifttum“.¹⁴ Eine erste vollständige Bestandsaufnahme der evangelischen Zeitschriftenpresse bis zum Jahr 1929 wurde von Hinderer im

¹³ Stanislaus Swierczewski (1861-1929) konvertierte unter dem Einfluss des Hofpredigers Emil Frommel vom katholischen zum evangelischen Glauben. Von 1912 bis 1920 war er hauptamtlicher Direktor des ESP. Swierczewski kann als Pionier und erster Theoretiker der evangelischen Pressearbeit bezeichnet werden.

¹⁴ Zur Biographie Hinderers (1877-1945) vgl. die Darstellung seines Freundes Walter Schwarz: August Hinderer. Leben und Werk, Stuttgart 1951. Die erste umfangreiche Untersuchung zur Biographie von A. H. Hinderer bietet Höcke, Simone: August Hinderer. Weg und Wirken eines Pioniers evangelischer Publizistik, Erlangen 2001 [mit Bibliographie!]. Vgl. dazu die Besprechung von Lilienthal, Volker: „Reiche Ernte“. Zu einer Biographie des EPD-Direktors August Hinderer, in: epd-medien 65 (2001), S. 3-9.

„Handbuch der evangelischen Presse“ vorgelegt. Dort sind 1928 eigenständige Titel verzeichnet, mit einer Gesamtauflage von fast 16 Millionen Exemplaren. Rechnet man die einzelnen Regional- bzw. Ortsausgaben dazu, kommt man auf fast 4000 Blätter, eine Blütezeit der evangelischen Presse, wenn man bedenkt, dass die deutsche Tagespresse im selben Jahr 3356 eigenständige Titel aufwies mit einer Gesamtauflage von 20 Millionen Exemplaren.

Auf der internationalen Presse-Ausstellung „PRESSA“ 1928 in Köln präsentierte Hinderer mit großem Erfolg auch eine Gesamtschau der Blattköpfe des Jahres 1928. Nach seiner Berufung als Honorarprofessor an die Universität Berlin - mit einem Lehrauftrag für evangelisches Pressewesen - gründete er 1931 das Seminar für Publizistik und erweiterte das Archiv mit Typensammlungen von Flugblättern, Flugschriften und Plakaten. Bei einem Bombenangriff im Jahr 1944 brannte das Archiv aus, auch die ausgelagerten Bestände wurden vernichtet. Das Evangelische Presse Archiv (epa) knüpft heute in München an die Geschichte des Berliner Archivs an. Seit 1997 kann hier die Geschichte der evangelischen Sonntagszeitungen wieder systematisch erforscht werden.¹⁵

2.3 Medien- und kirchenpolitische Abhängigkeit (1933-1945)

Die dritte Entwicklungsphase ist gekennzeichnet durch die zunehmende Einschränkung der Selbständigkeit der evangelischen Presse durch die nationalsozialistische Pressepolitik.

Bereits im Jahr 1932 deutete sich auch im evangelischen Pressewesen eine Spaltung an, die sich durch die Kirchenwahlen 1933 manifestieren sollte. Sowohl die lutherischen als auch die jungreformatorischen Positionen mit einer ausgeprägten Ordnungstheologie standen einer volkskirchlich orientierten kulturprotestantischen Position gegenüber.

Das NS-Schriftleitergesetz (SLG) und das Gesetz über die Wirtschaftswerbung war der Beginn einer umfassenden Reglementierung und Gleichschaltung des Pressewesens, das zur Einstellung vieler evangelischer Blätter aus finanziellen Gründen führen musste. Unter dem Druck des SLG wurde der Reichsverband der evangelischen Presse (REP) gegründet. Doch wurde der Verband bald von der nationalsozialistischen Pressepolitik missbraucht, um die so genannten Sprachregelungen und weitere Anordnungen an die kirchliche Presse weiterzugeben. Im Frühjahr 1936 wurden auch die kirchlichen Redakteure dem SLG unterstellt und den Blättern ein Anzeigenverbot sowie die Verpflichtung auf den Führerwillen auferlegt. Bis zum Ausbruch des Krieges im Jahr 1939 wurde die evangelische Pressearbeit erheblich beschnitten. Die wenigen verbliebenen Publikationen konnten leicht kontrolliert werden. Sie erfüllten nach innen eine Ventilfunktion, nach außen konnte der Anschein einer

¹⁵ Informationen zur Geschichte und Benutzung des epa findet man unter <http://www.evtheol.uni-muenchen.de/pt2>.

Pressevielfalt gewahrt bleiben. Während der Kriegsjahre kam es schließlich zu einer Monopolstellung der nationalsozialistischen Presse, die mit einer Anordnung der Reichspressekammer vom 1. Juni 1941 auch ein Verbot des evangelischen Pressewesens nach sich zog.

2.4 Lizenzbindung an kirchenamtliche Persönlichkeiten oder Institutionen (1945-1949)

Wie die deutsche Presse im Allgemeinen musste sich auch die evangelische Presse nach dem Zweiten Weltkrieg unter einem Lizenzsystem entwickeln, das ihr nur begrenzte Wirkungsmöglichkeiten erlaubte. In der Phase des Wiederaufbaus eines eigenständigen evangelischen Pressewesens verschränkten sich kirchen- und medienpolitische Interessen untrennbar miteinander. Der Streit um eine sachgemäße Organisationsform des evangelischen Pressewesens wurde in der Auseinandersetzung um die Alternative einer kirchenamtlichen Pressestelle oder einer Weiterführung der unabhängigen Verbandsarbeit geführt. Auf erhebliche Kritik stießen die Formulierungen der Grundordnung der EKD zur evangelischen Pressearbeit. Bereits im Vorfeld hatte es Kritik an dem Entwurf gegeben, da die Grundordnung keinen Passus über die innere Pressefreiheit, also die institutionelle Unabhängigkeit der evangelischen Publizistik gegenüber der EKD enthielt.¹⁶

Kirchenleitende Persönlichkeiten wie Otto Dibelius, Hanns Lilje und der ambitionierte Leiter des Evangelischen Hilfswerkes, Eugen Gerstenmaier, gründeten eigene Führungsblätter, die in den folgenden Jahren eng mit ihren Namen verbunden blieben: Liljes *Sonntagsblatt* erhielt bereits im August 1947 eine Lizenz. Es richtete sich als protestantisches Wochenblatt mit lutherischer Prägung an gebildete Laien und konnte sich vor allem im norddeutschen Raum behaupten. Gerstenmaiers *Christ und Welt* war vor allem in Süddeutschland verbreitet und erreichte durch eine klare wertkonservative Orientierung nach kurzer Zeit eine hohe Auflagenzahl. In beiden Zeitungen arbeiteten namhafte Journalisten der NS-Zeit, denen über die kirchliche Presse ein neuerlicher Berufseinstieg ermöglicht wurde. Dem Dibelius'schen *Berliner Sonntagsblatt / Die Kirche* kommt eine besondere Bedeutung zu, da es sowohl für ganz Berlin als auch für Ostdeutschland konzipiert wurde und in den folgenden Jahren in zwei Ausgaben erscheinen musste.

2.5 Institutionelle Neugründung und gesamtkirchliche Funktion (1949-1969)

In den Jahren 1949 bis 1968 entwickelte sich die evangelische Presse als Leitmedium der evangelischen Nachkriegspublizistik. Mit der Gründung des Gemeinschaftswerkes der evangelischen Presse e.V. (GW) kam es in

¹⁶ Zum Ganzen vgl. Brunotte, Hans: Die Grundordnung der EKD. Ihre Entstehung und ihre Probleme, Berlin 1954, S.155f., S. 222-224 und S. 266f. Vgl. auch die Denkschrift von Walter Schwarz unter dem Titel „Pressefreiheit“ vom 22.01.1948 und die Stellungnahme von Ludwig Leopold Seiler: „Kirche und Pressefreiheit“ o.Dt., in: Archiv des GEP-Frankfurt, Ordner EPD.

Westdeutschland zu einer neuen zentralen Instanz, die überregionale Aufgaben wahrnehmen konnte. Ein besonderer Schwerpunkt der Arbeit des GW, das sich für die Professionalisierung der Pressearbeit und eine Konzentration der wirtschaftlichen und journalistischen Kräfte einsetzte, lag auf der Gestaltung evangelischer Poesstetage. Als weitere Themenfelder wurden die Fragen nach Regelungen des Berufsstandes der Journalisten innerhalb der Kirche, die Gestaltung der Impresen und die Konzeption der journalistischen Ausbildung behandelt.¹⁷

Dabei stand vor allem die Frage nach dem Verhältnis von Information und Verkündigung im Vordergrund. Steht die evangelische Presse im Dienst einer speziellen „persönlichen Verkündigung“, indem sie die „kybernetische“ und „kritische“ Funktion der Konfirmation, Diskussion und Kritik erfüllt oder übt sie einen allgemeinen Verkündigungsauftrag aus, so lauteten die Grundsatzfragen dieser Zeit. Ein weiterer Schwerpunkt wurde in der Förderung des journalistischen Nachwuchses gesehen, die eigenverantwortlich von der evangelischen Akademiearbeit der Christlichen Presse-Akademie (CPA) in Bad Boll gestaltet wurde.¹⁸

In der SBZ und der DDR war der Neuaufbau weitaus schwieriger. Presseverbände durften nicht wieder gegründet werden. Fünf Kirchenzeitungen¹⁹ und ein Nachrichtendienst²⁰ wurden von der sowjetischen Militäradministration lizenziert. Die Freiheit der Journalisten wurde vor allem durch die Zensur eingeschränkt. In einer Vorzensur mussten die Manuskripte bis 1949 zum Satz genehmigt werden, nach dem Satz gab es noch einen zweiten Zensurvorgang, bei dem die gesetzte Seite dann zum Druck genehmigt wurde. Mit der Gründung der DDR gab es laut Verfassung keine Zensur mehr, das bedeutete aber faktisch nur, dass es keine Vorzensur mehr gab.²¹ Die Redaktionen, die im Schutzraum der

¹⁷ Zur Entstehung und zum Selbstverständnis einer Berufstypologie evangelischer Journalisten vgl.: Schibilsky, Michael / Rosenstock, Roland: Journalismus als Beruf, in: *Beruf und Religion im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Frank-Michael Kuhlemann u. Hans-Walter Schmuhl, Stuttgart 2003, (Konfession und Gesellschaft, Bd. 26), S. 277-294.

¹⁸ Zur Geschichte der CPA vgl. Meier, Martin Gernot: *Freiheit und Verantwortung. Die Christliche Presse-Akademie. Ein Engagement für den demokratischen Journalismus*, Erlangen 2003 (Studien zur Christlichen Publizistik; Bd. 7).

¹⁹ Zu den fünf Sonntagsblättern gehörten drei lutherische: „Der Sonntag“ (Dresden), die „Mecklenburgische Kirchenzeitung“ (Schwerin), „Glaube und Heimat“ (Weimar / Jena), eine unierte Zeitung „Die Kirche“ (Berlin – Dahlem), die im Laufe der Zeit mit einer regionalen Wechelseite für die Landeskirchen Greifswald / Vorpommern, Görlitz / Schlesien und die Kirchenprovinz Sachsen herausgegeben wurde, weil diese keine Lizenz für eine eigene Kirchenzeitung gestellt hatten, und eine regionale Kirchenzeitung für die Mark Brandenburg, die „Potsdamer Kirche“, Potsdam.

²⁰ Der „Evangelische Nachrichtendienst Ost“ (eno) musste nach der Gründung der DDR aus ideologischen Gründen in „Evangelischer Nachrichtendienst in der DDR“ (ena) umbenannt werden.

²¹ Im System des Einheitsstaates der DDR herrschte das Prinzip der Lenkung und Kontrolle. Zwar enthielt auch der Art. 9 der am 7. Oktober 1949 in Kraft getretenen DDR Verfassung den Passus „Eine Pressezensur findet nicht statt“, doch entfiel er bereits bei der „Verfassungsreform“ 1968. Im Art. 27 wurde die Meinungsfreiheit verankert, doch gewann sie durch die „führende Rolle“ der SED zur Makulatur. Zur allgemeinen Situation des Journalismus in der DDR vgl. Gunter Holzweissig: *Massenmedien in der DDR*, in: Jürgen

Kirche arbeiteten, behielten ihre freie Entscheidung, was sie von den staatlichen Zeitungen unterschied. Da eine Zensur bei der Drucklegung durch das Presseamt weiterhin stattfand, mussten die Journalisten aber mit einer „Schere im Kopf“ arbeiten, über welche Vorgänge man berichten konnte. Die Zeitungen bekamen eine neue Lizenzurkunde, in der neben dem Chefredakteur und dem Herausgeber auch Umfang, Größe und Auflagenhöhe der Zeitung mit eingetragen wurden. Der Umfang der Sonntagszeitungen betrug in der Regel acht Seiten.

Hatten die politischen Verhältnisse es erzwungen, dass Anfang der 50er Jahre und endgültig nach dem Mauerbau von 1961 die Aufteilung in eine Ost- und eine Westausgabe *Der Kirche* erfolgte, nahm die Westausgabe den älteren Namen *Berliner Sonntagsblatt* an und entwickelte sich zu einem regionalen Kirchenblatt für Westberlin. Die Ostausgabe behielt ihren überregionalen Charakter und entwickelte neben der Ostberliner Kernaussgabe, die in allen Teilen Ostdeutschlands Verbreitung fand, auch Ausgaben für die Pommersche Kirche, die Görlitzer Kirche und die Kirchenprovinz Sachsen.

Die Journalisten der Kirchenzeitungen verstanden ihre Aufgabe vor allem in einer notwendigerweise auf den innerkirchlichen Bereich beschränkten meinungsbildenden Funktion: Sie stellten Hintergrundinformationen im innerkirchlichen Bereich zusammen, um Hilfe im Argumentieren bei den ideologischen Auseinandersetzungen der Zeit zu geben, den theologischen und kirchlichen Horizont zu erweitern, dem Leser Toleranz zu vermitteln und ihn in Meinungsstreitigkeiten hineinzunehmen. Das Ziel war, eine theologische Weiterbildung für aktive Laien zu ermöglichen und ihn zu einem „mündigen Christen“ zu befähigen.

Ein kritischer Journalismus war von Seiten des Staates nicht erwünscht: Der Chefredakteur des „Potsdamer Sonntagsblattes“, Pfarrer Günter Heidtmann, kam aus der Tradition der bekennenden Kirche.²² Mit seinen Artikeln wollte er den Laien und den kirchlichen Mitarbeiter, der nicht Theologe war, zur theologischen Urteilsbildung qualifizieren. Dabei wurden von ihm vor allem Kirchengedenktage benutzt, um Artikel so zu schreiben, dass der aufmerksame Leser die Beziehung zur Gegenwart herstellen konnte. Heidtmann war für den sozialistischen Einheitsstaat nicht mehr tragbar und mit Gefängnisstrafe bedroht. Um ihn zu schützen wurde er von der Berliner Kirchenleitung 1951 nach West-Berlin an das Seminar für kirchliche Dienste versetzt. Für die Entwicklung der evangelischen Presse in Westdeutschland kommt Heidtmann eine wichtige Rolle

Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln u.a. 1999, 573-600. Zur Entwicklung der katholischen Journalistik vgl. Hackel, Renate: Katholische Publizistik in der DDR 1945-1984, Mainz 1987. Eine vergleichbare Studie liegt für den protestantischen Bereich bis heute nicht vor.

²² Günter Heidtmann wurde 1912 als Sohn eines Redakteurs in Düsseldorf geboren und arbeitete ab 1938 als Pfarrer der bekennenden Gemeinde in Potsdam. Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg übernahm er das Pfarramt der Heiligengeist-Gemeinde in Potsdam und wurde Chefredakteur des „Potsdamer Sonntagsblattes“.

zu: 1954 wurde er Chefredakteur des rheinischen Sonntagsblattes *Der Weg* und von 1968 bis zu seinem Tod im Jahr 1970 arbeitete er als Chefredakteur der evangelischen Führungszeitschrift *Evangelische Kommentare*.

Als Folge der Entwicklung des evangelischen Pressewesens in der DDR und dem Mauerbau von 1961 entstand durch Robert Geisendörfer ein „Berlin-Plan“, der zur Konzeption der Berliner Arbeitsgemeinschaft (BAKP) führte, um die publizistische Arbeit in der Region zu koordinieren und zu entwickeln.²³ Im Jahr 1965 wurde das Evangelische Publizistische Zentrum (EPZ) als regionaler Presseverband gegründet. Es befasste sich auch mit der Auswertung, Dokumentation und Archivierung der Meldungen über die Kirchen in Osteuropa und der DDR. Damit wurde eine zentrale publizistische Institution in Berlin geschaffen, die auch in der Lage war, eine gesamtkirchliche Funktion zu übernehmen. Auch das *Berliner Sonntagsblatt* erschien unter dem Dach des EPZ und suchte die Klammerfunktion der publizistischen Einrichtung für Ost und West einzulösen.

2.6 Kooperation und Konzentration (1969-1991)

Auf der Herbsttagung des GW im Jahr 1969 auf der Insel Reichenau legte Eberhard Stammler ein Grundsatzpapier zur Zukunft der Evangelischen Presse vor.²⁴ Das so genannte Reichenau-Papier, ein von einer „Studien-Gruppe für die Strukturplanung der evangelischen Presse“ des GW ausgearbeiteter Entwurf, wurde unter dem Titel „Gedanken zur zukünftigen Entwicklung der evangelischen Presse“ veröffentlicht und gilt als Wendepunkt zu einer deutlicheren Marktorientierung der evangelischen Presse.²⁵ In der Einleitung wird der Auftrag der kirchlichen Presse klar umschrieben:

„Der Auftrag der kirchlichen Presse ist es, durch Information, Argumentation und Diskussion die christliche Präsenz in der Öffentlichkeit zu fördern und zu formulieren. Dadurch nimmt sie auf ihre Weise an der Verkündigung des Evangeliums teil.“²⁶

Vorausgegangen war, dass die Auflagen der Kirchengebietspresse seit 1963/64 stagnierten oder kontinuierlich sanken. Dies lag zum einen an der Kostenentwicklung im allgemeinen Zeitungsgewerbe, die zu starken Konzentrationsbewegungen innerhalb der allgemeinen Presse geführt hatte, zum anderen aber auch an einem veränderten Leserverhalten.

²³ Eine Würdigung von Geisendörfers vielfältigem Engagement für die evangelische Publizistik hat jüngst der Publizist Otmar Schulz unternommen, vgl. Schulz, Ottmar: Engagement ohne Eigennutz. Robert Geisendörfer, Ein Leben für die Publizistik, Frankfurt 2001. Auf Geisendörfers Berliner Engagement geht Schulz leider nicht ein.

²⁴ Eberhard Stammler (1915-2004) gehört zu den eindrucksvollsten Persönlichkeiten der evangelischen Pressegeschichte im 20. Jahrhundert. Eine umfassende Würdigung seines Lebens steht noch aus.

²⁵ Vgl. Eberhard Stammler: „Gedanken zur künftigen Entwicklung der evangelischen Presse“, in: epd-Dokumentation 55 (1969), S. 2-8.

²⁶ Ebd.: S. 3 (Unterstreichung im Original).

Das Reichenau-Papier schlug als mögliche Folge einer geplanten EKD-Gebietsreform die Aufteilung des Verbreitungsgebietes der Kirchengewebtspresse in publizistische Zonen vor: Das Interesse an dem Thema „Christentum und Gesellschaft“ werde durch die großen überregionalen Blätter bedient, das Interesse an landeskirchlichen Themen sei zwar bei dem kirchlichen Auftraggeber groß, bei der Leserschaft aber gering. Bei den Lesern gebe es vor allem ein Interesse an dem Lokalereignis Kirche, dabei werde die Ortsgemeinde in der Regel von der Gemeindepublizistik abgedeckt, die regionale „Großgemeinde“ aber bisher zu wenig berücksichtigt. Insgesamt müsse sich die evangelische Presse weg entwickeln von der Gruppenpublizistik hin zu einer klaren Zielgruppenpublizistik für die Leserinnen und Leser, zumal der Anspruch an Aktualität und Qualität steige.

Es sollte das Bewusstsein entstehen, dass neben der Ortsgemeinde und den Landeskirchen so genannte publizistische „Großgemeinden“ existierten, die mit Blick auf die weitere Entwicklung der Printpublizistik als Regionen bessere Absatzmöglichkeiten versprachen. Auch wurde aus Kostengründen die Dringlichkeit zur Kooperation betont, da die Kirchengewebtspresse in zunehmende finanzielle Abhängigkeit der evangelischen Landeskirchen geriet. Werbung und Vertrieb müssten sich effektiver gestalten, da der traditionelle Leserstamm überalterte. Hierzu sollten im kirchlichen Bereich größere Verlagskonstruktionen geschaffen werden, um die Konkurrenzfähigkeit zu säkularen Verlagen zu sichern.

Im Reichenau-Papier wurde bereits die Idee von einem gemeinsamen „Buch“ aller Kirchengewebtszeitungen formuliert, ein publizistisch sinnvolles Unterfangen, das bis heute nicht eingelöst worden ist. Durch diesen Schritt zu umfassender Kooperation könnten übergreifende Themen qualitätsgerecht aufgearbeitet werden. Ein regionaler Teil sollte vor allem die Belange der „Großgemeinde“ repräsentieren und sich am „human interest“ ausrichten. In Westdeutschland sollten nicht mehr als fünf gut ausgestattete Zentralredaktionen agieren, die – analog zu den so genannten Nielsegebieten – ihre Großregionen versorgten.

Das Reichenau-Papier versuchte auf den Kostendruck, dem die evangelischen Blätter durch die allgemeinen Konzentrationsbemühungen und technischen Verbesserungen in der außerkirchlichen Printpublizistik ausgesetzt waren, zu reagieren. Da die EKD – Gebietsreform Ende der sechziger Jahre scheiterte und die Kirchengewebtspresse durch die landeskirchlichen Grenzen bestimmt blieben, konnte der Wille zur Reform nicht zu einer entscheidenden Wende führen.

Als indirekte Folge der Tagung in Reichenau kam es aber zu einer Reihe von Kooperationen oder Teilfusionen. So konnten vor allem die Kirchengewebtszeitungen *Unsere Kirche / Der Weg*, *Aufbruch*, das *Evangelische Gemeindeblatt für Württemberg* und das *Evangelische Sonntagsblatt für*

Bayern Ende der sechziger Jahre ihre Auflagenzahlen behaupten, weil sie systematisch ihre Vertriebsbasis auf „Großgemeinden“ ausrichteten.

Der kurze historische Abriss soll mit der Bedeutung der Sonntagsblätter für die Wende in der DDR abschließen: Von 1987 an entwickelte sich unter Gerhard Thomas²⁷ und Bettina Röder²⁸ die Ost-Berliner Kirchenzeitung *Die Kirche* zum Sprachrohr kritischer Gruppen innerhalb der DDR. Engagiert begleitete die Redaktion der *Kirche* den ökumenischen Prozess für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. Eine gegenwartsnahe Auslegung biblischer Texte und eine starke gesellschaftskritische Akzentuierung führte zur steigenden Nachfrage nach der *Kirche* und zur genauen Beobachtung durch das Presseamt der DDR.²⁹ Die evangelische Kirchenpresse hatte in den Jahren 1988/89 häufig Zensur- und Verbotsmaßnahmen hinzunehmen: Fünf Ausgaben der *Kirche* durften nicht erscheinen. Die Zensurvorgänge, darunter auch besondere Formen der Bildzensur, sind von der Münchner Kommunikationswissenschaftlerin Marlies Reisenauer eindrucksvoll rekonstruiert worden.³⁰

Für das Verständnis von evangelischer Publizistik war in der Zeit der Wende signifikant, dass sich die protestantische Presse der Basis und den kritischen Gruppen verpflichtet fühlte. Zur kritischen Kommentierung innerkirchlicher Vorgänge kam das Selbstbewusstsein eines von parteipolitischen Interessen unabhängigen Journalismus', der sich aus einer protestantischen Identität heraus zu wichtigen gesellschaftlichen und politischen Fragen äußerte.

3 Bestreitungen: Monatsmagazin oder Sonntagspresse

Mit der deutschen Wiedervereinigung und der Neuordnung der publizistischen Landschaft in den neuen Bundesländern hat die evangelische Presse auch ihre mediale Leitfunktion für den ostdeutschen Protestantismus verloren. Der kontinuierliche Bedeutungsverlust, den die konfessionelle Presse allgemein seit Anfang der Siebziger Jahre in Westdeutschland erlebte, führte schließlich zur Einstellung des Erscheinens des *Hamburger Sonntagsblattes*, das sich im Oktober 2000 als letzte protestanti-

²⁷ Gerhard Thomas wurde 1934 in Rostock geboren; nach dem Theologiestudium und Pfarrdienst und ökumenischem Auslandsaufenthalt war er von 1978-1986 Chefredakteur der *Mecklenburgischen Kirchenzeitung* und von 1986-1998 Chefredakteur der Ost-Berliner Kirchenzeitung *Die Kirche*;

²⁸ Bettina Röder wurde 1954 in Radebeul bei Dresden geboren; nach dem Studium der Germanistik und Kunstgeschichte kam sie 1980 als Redakteurin zur Dresdner Kirchenzeitung *Der Sonntag*. 1983/84 wechselte sie zur *Mecklenburgischen Kirchenzeitung*; 1984-1986 feste freie Mitarbeiterin für Kirchenzeitungen; seit 1987 Redakteurin, seit 1992/93 Chefredakteurin *Die Kirche*. Bettina Röder arbeitet heute als Redakteurin für *publik forum* in Berlin.

²⁹ Von 1953 bis 1989 war Dr. Kurt Blecha der Vorsitzende des Presseamtes der DDR.

³⁰ Vgl. Reisenauer, Marlies: Kampfplatz Kirchenpresse. Die Zensurmaßnahmen an kirchlicher Publizistik der DDR exemplarisch dargestellt an der evangelischen Wochenzeitung „Die Kirche“ in Form einer Inhaltsanalyse, Diplomarbeit, München 2003.

sche Zeitung aus der überregionalen Wochenpublizistik verabschiedete. Als ehemaliges „Flaggschiff des Protestantismus“ in den Auslagen der Bahnhofskioske wird es nun als „Beiboot“ unter dem Titel *Chrismon* auflagenstarken Tageszeitungen und einer Wochenzeitung als hoch subventioniertes Supplement beigelegt oder kann als *Chrismon-plus* abonniert werden. Dabei besteht die Tendenz, dass es – wie das konzeptionelle Vorbild *aufgeschlossen* – zum Medium der kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit wird, dass in Kooperation mit der Mitgliederpublizistik in einigen Landeskirchen zur Einstellung der ungebundenen Sonntagsblätter führt.

Bei einer Abonnentenzahl von 29.000 ist Ende 2003 die Redaktion der traditionsreichen rheinischen Wochenzeitung *Der Weg* „abgewickelt“ worden. Das Blatt wurde eingestellt zugunsten einer regionalen Ausgabe von *Chrismon-plus Rheinland*. In ähnlicher Weise versuchte auch das hannoversche Landeskirchenamt sich von ihrer *Evangelischen Zeitung (EZ)* zu trennen, scheiterte allerdings am Widerstand der Synode. Allerdings wurde das *Chrismon plus* Modell nicht favorisiert, sondern in Kooperation mit dem „Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik“ (GEP) das Konzept eines Aktivenmagazins *motiv* erarbeitet, das den publizistischen Vorbildern von Krankenkassenmitgliedsmagazinen ähnelt.

In der Gegenwart ist die Rivalität zwischen der *Chrismon*-Familie und der wöchentlich erscheinenden Kirchengebietspresse offenkundig geworden. Doch wird von fachkundiger Seite hervorgehoben, dass beide Publikationen unterschiedlicher Zielgruppen bedienen. So zeigten auch die Versuche, die Sonntagsblätter durch das Imagemagazin *Chrismon plus* zu ersetzen, dass eher Bezieher verloren werden als neue Leserinnen und Leser gewonnen:

In Baden wurde 1996 die Kirchengebietszeitung *Aufbruch* eingestellt. *Chrismon-plus* erscheint dort als Mantel, zusammen mit einem regionalen Innenteil, der farblich vom Rest der Ausgabe abgesetzt ist. Als der *Aufbruch* eingestellt wurde, hatte er noch 30.000 Abonnenten. Diese Zielgruppe hat sich fast vollständig zurückgezogen. Die Aboauflage liegt heute deutlich unter 20.000 Exemplaren. Ohnehin ist einer Leserschaft schwer vermittelbar, warum sie für ein Produkt, das es an zwei anderen Orten als Beilage kostenlos gibt, bezahlen soll, trotz regionalem Innenleben.

Chrismon plus als Abomagazin, noch dazu als Ersatz für die Kirchengebietspresse, hat sich am Markt nicht bewährt. Mit der rheinischen Ausgabe von *Chrismon plus* sollte das erfolglose Konzept einer doppelten Zielgruppenbindung, Mitgliedermagazin und Supplement für Kirchendistanzierte, einen neuen An Schub erhalten. Doch auch hier wurden zwar große Erwartungen geweckt, doch blieb die Auflage mit 18.000 Exemplaren im ersten Quartal von 2004 weit hinter den 29.000 Abos des traditionsrei-

chen Sonntagsblattes *Der Weg*.³¹ Auch ist der Charakter der Zeitschrift überdeutlich ein anderer geworden: Hier geht es um Imagearbeit, die durch „name branding“ unterstützt wird, ein Verfestigen von religiösen Persönlichkeiten für bestimmte Themengebiete. Der lokale Anteil ist bis zur Unkenntlichkeit im Blatt verstreut und orientiert sich eher an den großen innerkirchlichen Institutionenbedürfnissen als an dem Alltagsleben der Gemeinden.

Eine innerdemokratische Funktion für die Landeskirche ist nicht mehr festzustellen und auch nicht gewollt: So vermisst man nicht zu Unrecht Berichte über die innerkirchliche Spardebatte, Konflikte um kirchliche Amtsträger, die Vor- bzw. Nachbereitung von Synodalentscheidungen und die Sorgen und Freuden rund um die Kirchtürme der Landgemeinden. Auch kann ein monatliches Magazin mit einer reduzierten Redaktion nicht die vielseitigen Informationen der Wochenpresse bieten, von kritischen Leserbriefdebatten ganz abgesehen. Und anstatt eine Vielfalt von Autoren zu pflegen, werden genau festgelegte Persönlichkeiten strategisch platziert.

Was aber tiefer wirkt, ist die Geringschätzung der bisherigen Leserschaft der Sonntagsblätter: Sie wurde durch ihre Altersstruktur und ihre Lesegeohnheiten als überaltert und rückständig gebrandmarkt, anstatt zu würdigen, dass die evangelische Kirche vor allem von dieser Gruppe der eng verbundenen Gemeindeglieder lebt.

Als Redakteure fungieren bei *Chrismon plus* journalistisch geschulte Mitarbeiter, die einen gelenkten kirchenamtlichen Auftrag erfüllen, somit übernehmen sie die Funktion der geleiteten Information und der orientierenden Meinungsbildung für die Gesamtheit der Kirchenmitglieder. Noch bleibt der Mehrwert des Magazins umstritten. Eine wirkungsvolle Alternative zu den Sonntagsblättern bietet *Chrismon plus* nicht. Im Gegenteil, das Blatt hat einen höheren Subventionsanteil als die gescholtene Kirchenpresse, die weder in Baden noch im Rheinland wieder belebt werden kann.

Ist es für östliche Landeskirchen noch undenkbar auf das publizistische Mittel der Sonntagspresse zu verzichten, ist durch die *Chrismon*-Debatte die Frage nach der Weiterfinanzierung der Kirchengebetspresse in allen westlichen Landeskirchen zur Sprache gebracht worden. Verfolgt man die Entwicklung in den beiden Landeskirchen, die diesen Schritt gegangen sind, muss aus publizistischer Sicht geurteilt werden, dass die Einstellung des Sonntagsblattes zu einer deutlichen Schwächung der Printpublizistik geführt hat. So stehen zur Zeit nicht nur der Sonntag sondern vor allem die kirchlichen Sonntagsblätter unter Druck. Doch sollte in der gegenwärtigen Debatte nicht vergessen werden, was diese Form kirchli-

³¹ Vgl. IVW-Auflagenzahlen I./2004, in: Fax-Informationsdienst Konfessionelle Presse im VDZ, S.2.

cher Printpublizistik noch immer repräsentiert: das Prinzip innerkirchlicher und gesellschaftlicher Pressefreiheit. Was sich in den gesellschaftlichen Bestreitungen des 20. Jahrhunderts bewährt hat, sollte nicht aus berechtigten Imagebemühungen im 21. Jahrhundert geopfert werden.

Wir sind die bausische Programm machen. Die Gesellschaft zum „Pausierten Programm“ ist und bleibt der Zuschauer. Er kann ein- und ausschalten, wann er will, jeder kann in- und herüber, wie er will. Je der kann sich vor seinen TV-Video-DVD-Hilfsmitteln immer mit seiner Fernbedienung bewahren. Genau, der mediale Stimulus und Information-Cocktail zusammenstellen, den er nach einem strengen oder irgendwelchen Programm machen oder nach Entschleunigung wählen geben. Artikel- oder Artikelverknüpfung. Denn der Mensch von heute muss nicht lernen. Er kann auch nicht das lernen einholen, lernt und lernt, jeder oder was auch immer.

Wenn wir Programm machen, wollen wir nicht. Dabei hilft uns die Multi-medialität und bedient uns mit immer neuem „Schickschack“. Ich kann mit meinem Fernseher (relativiert) loschicken will oder nicht im Cyberspace ist dies möglich. Alles wird mit einem „amerikanischen Vornamen“ das Autolernen, das Kopieren, das Lernen, zehntausend im Medientum aber was bleibt ist die Frage des Publikums. Warum soll ich mir das „Quelle“ Katalog im TV beschreiben, dagegen ist doch das „Wort zum Sonntag“ ein stärkerer, welche „klassische“ Vorlesung beim Zuhören findet, vornehmlich die „visuelle“ Fiktion, „einzeln“, „halten“ und auch noch die Texte der „komplexen“ Vorlesungen und „wenn möglich“